



Stefan Klein

Senatoren, Riesenkraken und Sponsoren

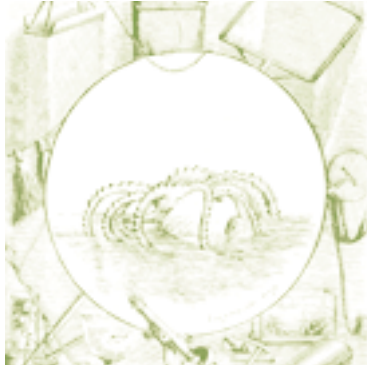
Schwer vorstellbar, daß in Deutschland irgendwer auf die Idee verfiel, Wolfgang Schäuble, Gunda Röstel und Guido Westerwelle in eine Taucherkugel zu sperren und 4000 Meter tief im Atlantik zu versenken. Derart zupackend können allenfalls Amerikaner sein. Nicht, daß sich der Präsident so seines Sonderermittlers entledigen wollte – es ist Robert Gagosian, Direktor des Ozeanforschungszentrums ›Woods Hole‹, der einmal im Jahr ausgewählte Senatoren zu einer Unterwasserpartie bittet.

Zusammengepfercht im runden Passagierraum des Gefährts ›Alvin‹, Durchmesser 1,80 Meter, dürfen die Gäste nach Riesenkraken spähen und Quallen bestaunen, die Rauchschwaden gleich durch Wasserschichten im Zwielflicht schweben. Bei wenig komfortablen Temperaturen um fünf Grad Celsius, erklärt Gagosian, »kommen die Senatoren sich näher«.

Besser noch: Je tiefer das Tauchboot in die Unterwasserwelt sinke, um so mehr steige bei den Washingtoner Gästen Begeisterung und Bereitschaft, Millionen für die Ozeanographie lockerzumachen. »Man muß sich eben etwas einfallen lassen«, sagt Gagosian.

*... zerrissen ist der deutsche Denker... sehnsüchtig nach
Anerkennung... aber nur von seinesgleichen.*

Auch sonst lassen sich Forscher zwischen Harvard und Stanford allerhand einfallen, um Aufmerksamkeit zu erregen für ihre Wissenschaft und für sich selbst. Steven Pinker, Psychologe vom Massachusetts Institute for Technology mit der Lockenmähne eines



Popstars, grinst von den Schutzumschlägen seiner Bestseller über Sprachinstinkt und Promiskuität. Dan Goldin, NASA-Direktor, erinnert sich vor Fernsehkameras, Tränen in den Augenwinkeln, wie sein Daddy ihm einst die Sterne zeigte. Und an Bord seiner Rennjacht gibt der Genjäger Craig Venter, Großmeister der Selbst- inszenierung, mitreisenden Journalisten zu Protokoll: »Meine Ideen sind unbezahlbar.«

Das ist es, was Amerika für Wissenschaftsjournalisten so erfreulich macht – Begeisterung überall. Jeder Schuß ein Treffer: Oft braucht es nur ein paar Interviewminuten, bis das forschende Gegenüber mit blitzenden Augen bekennt, er sei Weltbewegendem auf der Spur. Mag der Reporter auch manchmal gut beraten sein, nicht jedes Wort davon aufzuschreiben – soviel Enthusiasmus steckt an.

Wie zäh verhandelt es sich dagegen mit deutschen Ordinarien! Abgeschottet von Sekretärinnen und Assistenten, ist Öffentlichkeit diesen stillen Grüblern ein Graus. Ein Journalist erscheint ihnen als natürlicher Feind, zu schlagen am besten mit der Waffe gesunder Überheblichkeit.

Weil sich der lästigen Fragerei bisweilen trotzdem schwer entkommen läßt, haben sich die deutschen Gelehrten mit einer Zauberformel gewappnet. Sollen amerikanische Forscher ruhig von *major breakthroughs* reden – die Beschwörung östlich des Atlantiks lautet: »So einfach können Sie das nicht sagen.«

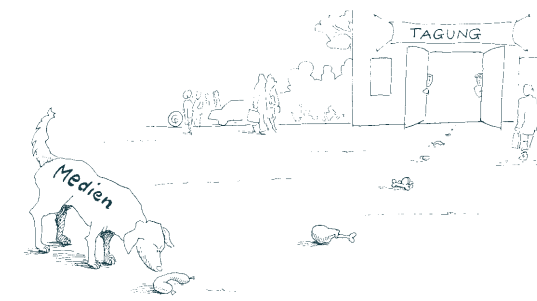
Wir Journalisten müssen es aber so einfach sagen, weil uns sonst niemand versteht. Aber die Einsicht, daß alles, was man sagen kann, sich klar sagen läßt, erfüllt den Professor mit Unlust.

Denn zerrissen ist der deutsche Denker auch hierin: sehnsüchtig nach Anerkennung durchaus, aber nur von seinesgleichen. Daß auch die Unwissenden sich mitunter naiv begeistern können, scheint ihm nützlich, aber ebenso widerwärtig. Popularität setzt schließlich stets Mittelmäßigkeit voraus; das hatte schon Oscar Wilde erkannt.

Sicher fährt daher, wer es dem Publikum schwermacht: Während kürzlich auf dem an sich hervorragenden Berliner Geburtstags-symposion der Max-Planck-Gesellschaft ein amerikanischer Astronom mit einem multimedial unterstützten Vortrag von Bildern farbenprächtiger Supernoven bestach, forderte ein deutscher Nobelpreistäger mit ein paar selbstgemalten Folien heraus; ein anderer deutscher Direktor dieser Organisation bestritt seinen Festvortrag, indem er verwinkelte Sätze aus einem seiner Bücher vorlas.

Es nimmt wenig wunder, daß es deutsche Forschung nicht leicht hat mit deutschen Medien – es sei denn, sie findet einen Fürsprecher in Amerika. So war vor kurzem eine Gruppe Münchner Astrophysiker bitter enttäuscht, als sich in Deutschland kein Mensch für ihre Galaxiensimulationen interessierte; Ergebnisse, die von der amerikanischen Fachwelt gefeiert wurden. Ein paar Wochen später tauchte die Meldung doch noch in den hiesigen Blättern auf – abgeschrieben aus der *New York Times*.

Dorothee Nolte



Roter Faden verzweifelt gesucht –

Oder: Von der Schwierigkeit, Tagungsberichte zu schreiben (und zu redigieren)

Die Kollegen von den Naturwissenschaften haben es leichter. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht ein neues Gen entdeckt, ein Medikament entwickelt oder irgendwo ein Saurierknochen gefunden wird. Damit ist der Bedarf an aktuellen Meldungen schon einmal gedeckt, die Agenturen liefern fleißig. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse können eben noch immer mit dem Anspruch auftreten, das Maß an »objektivem Wissen« in der Welt zu vermehren, frühere Erkenntnisse »eindeutig« zu widerlegen, zum Fortschritt der Menschheit beizutragen – und kommen damit dem Bedürfnis des Journalismus nach »Neuigkeiten« und »gesellschaftlich relevanter Information« entgegen. Die Sozialwissenschaften, die einen Teil ihrer Geschichte und ihrer Methoden mit dem Journalismus teilen, warten immerhin noch mit Umfrageergebnissen auf, die sich in griffige Überschriften verwandeln lassen. Aber die Geisteswissenschaften?

Es läßt sich schwer als Neuigkeit verkaufen, wenn ein Gelehrter oder auch ein Team von Wissenschaftlern nach langem Nachdenken einen neuen Zugang zu einem Philosophen, einem Jahrhundert oder einer Denkrichtung gewonnen hat, wenn neue Fragen gestellt werden, die beim Wissenschaftler einen Schwarm von Assoziationen auslösen, aber »den Leser«, diese herrschsüchtige und gleichwohl notwendige Fiktion im Journalistenkopf, kalt lassen. Es muß schon ein bislang verschollenes Dokument auftauchen, ein Dichter der Zusammenarbeit mit den Nazis überführt, ein Forschungskolleg gegründet werden oder ein Nestor der Anglistik sterben, damit man den Geisteswissenschaften im Rahmen einer Tageszeitung drängenden Neuigkeitswert zusprechen kann.

Der Journalist, die Journalistin liebt aber die Auseinandersetzung, die Zuspitzung, das Ereignis. Der ruhige Fluß des Forschens, das sorgfältige Abwägen von Argumenten, die vorsichtige Neuformulierung einer These, die Autorität XY vielleicht einmal anders aufgestellt hat,

vor allem aber Begriffsdefinitionen, Details und Spitzfindigkeiten sind nichts, was einen Journalisten begeistern könnte. Er sucht einen »aktuellen Anlaß«. (Nicht nur) deswegen gibt es Tagungsberichte.

Mit Tagungsberichten kann man zwar im Kollegenkreis wenig Ruhm ernten; was ein richtiger Sport-, Lokal- oder auch Politikredakteur ist, der stöhnt schon, wenn er das Wort nur hört. Aber die Wissenschaftsredakteurin, die mit »hard news«, Stars oder Skandalen selten aufwarten kann, ergreift eine freudige Spannung: Hier ist ein Ereignis, treffen Menschen und Meinungen aufeinander, wird Neues gesagt, lassen sich Kontakte schließen, hier bündelt sich womöglich ein ganzes Forschungsgebiet zu einem runden 150-Zeilen-Artikel! Das Programm liegt auf dem Tisch, der einladende Professor bittelt im Begleitbrief und ist womöglich noch ein Bekannter des Chefredakteurs, die veranstaltende Institution braucht Presseresonanz, um ihre Drittmittelgeber zufriedenzustellen, kurzum, man geht hin.

Und stellt vor Ort, mal wieder, fest, daß sich die Interessen von Wissenschaftlern und Journalisten an einer Tagung grundlegend unterscheiden. Ein Journalist sucht eine runde Geschichte, und um sie zu erzählen, braucht er ein bißchen buntes Anschauungsmaterial, möglichst klare Thesen, vielleicht einen Streit mit eindeutig benennbaren Kontrahenten, ein Minimum an Relevanz für die Gegenwart und, vor allem, einen roten Faden. Gerade wenn die Veranstalter, vielleicht aus Medienbewußtsein, einen vielversprechenden und grundsätzlichen Titel gewählt haben, erwartet der Journalist in seiner Naivität auch ganz einfach: Antworten. Wie steht es denn nun um »Strafe und Opfer im 20. Jahrhundert« oder um »Identität in der Wissensgesellschaft«? Was lehrt uns das für unser Leben? Die Veranstalter dagegen sehen den Titel oft nur als Rahmen, der es erlaubt, die unterschiedlichsten Detailstudien vorzustellen. Innerhalb des Wissenschaftsbetriebs